



MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE



Kärntner
Bildungswerk

Partner für Bildung & Kultur

WortReich 2018

Der Kurzgeschichtenwettbewerb
des Kärntner Bildungswerks und der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See

25 Jahre später

**Die Kurzgeschichten
der Preisträgerinnen und Preisträger**

Vorwort

25 Jahre später

So lautete der Schreibimpuls des neunten Kurzgeschichtenwettbewerbs des Kärntner Bildungswerkes und der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, von dem sich wieder viele Autorinnen und Autoren inspirieren ließen. Die Originalität und die Qualität der Texte beeindruckten die Jury jedes Jahr aufs Neue und machten eine Auswahl alles andere als leicht.

Die in diesem Heft abgedruckten Kurzgeschichten sind jene Texte, die heuer von der Jury ausgewählt und bei der Lesung am 30. November 2018 im Pogöriacherhof in Faak am See von den Autorinnen und Autoren vorgetragen wurden.

Danksagung

Herzlichen Dank an meine Jurykollegin und -kollegen Mag.^a Dr.ⁱⁿ Gudrun Tengg, Dieter Koffler und Thomas Macher, MA, für ihre ehrenamtliche Tätigkeit, für das Lesen jeder einzelnen Kurzgeschichte, für die Teilnahme an den Jury-

sitzungen sowie für die anregenden Diskussionen.

Im Namen des Kärntner Bildungswerkes bedanke ich mich sehr herzlich bei der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, insbesondere bei Bürgermeister Christian Poglitsch sowie bei Vizebürgermeisterin und Kulturreferentin Christine Sitter, MBA, für die erfolgreiche Zusammenarbeit sowie für die mit 500 Euro, 200 Euro und 100 Euro dotierten Preise. Ich bedanke mich auch vielmals bei der Finkensteiner Nudelfabrik für die beiden Ehrenpreise sowie bei Familie Stroitz, Inhaber des Pogöriacherhofs in Faak am See, für die Möglichkeit, dass wir wieder Gast in ihrem Hause sein durften. Mein Dank gilt auch Adolf Weisch für die Moderation.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen der Texte der Preisträgerinnen und der Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs *WortReich* 2018!

MMag.^a Bettina Zauner

Impressum

Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH
Mießtaler Straße 6
9020 Klagenfurt am Wörthersee
T: 0463/536-57622
E: office@kbw.co.at
H: www.bildungswerk-ktn.at
www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk
Redaktion: MMag.^a Bettina Zauner

Inhalt*

Gerhard Benigni <i>Nachbar in Atemnot</i>	4
Stefan Feinig <i>Das Derivat der nagenden Reminiszenz</i>	6
Mag. Wolfgang Kommer <i>Vier Geburtstage</i>	10
Claudia Rosenwirth-Fendre <i>Lichtung. Leben</i>	12
Mag.^a Katharina Springer <i>Nüchtern</i>	14

* Die Preisträgerinnen und Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich 2018 in alphabetischer Reihenfolge.

Gerhard Benigni

Nachbar in Atemnot

Damals. Da gab es noch kein Internet. Keine E-Mails. Kein WhatsApp. Kein Facebook. Wenn man früher irgendwo geblockt wurde, dann zu Wohnzwecken. In mehr oder weniger großen Häuserblocks. Alle gleich geschnitten. Meist Genossenschaftswohnungen. Im Fall meiner Familie eine „Heimat“-Wohnung. Das Refugium der kleinen Leute. Mein Vater: 1 Meter 69. Meine Mutter: 1 Meter 68. Unsere Wohnung: stolze 42 Quadratmeter. Dazu noch mein Bruder. Wesentlich kleiner als heute. Und ich. Noch kleiner. Unterm Strich. Ganze 10 ½ Quadratmeter pro Kopf und Nase. Heutzutage beinahe unvorstellbar. Da hat ein Huhn in artgerechter Bodenhaltung mehr Auslauf. Aber seinerzeit krächte da kein Hahn danach. Wir hatten Stockbetten. Immerhin samt Hühnerleiter. Mein älterer Bruder lag oben. Ich unten. Und über uns wachte noch ein Engelchen. Vertikale Kindheitserinnerungen. Wie sollte man da seinen Horizont vernünftig erweitern? Außerdem, wie schon erwähnt: Es gab noch kein Internet! Zu viert auf 42 Quadratmetern. Das ließ einen schon öfters hochgehen. Die dünnen Wände ringsum. Und das wiederum machte die Nachbarn hellhörig.

Rechts neben uns die Tschelisnigs. Beide alt, schwerhörig, neugierig, ansonsten eher unauffällig. Zumindest geruchs- und geräuschneutral. Links daneben die Familie Schamberger. Vater Peter. Mutter Reinhilde. Tochter Reinhilde. Die Kreativnamensgebung hatte sich noch ebenso wenig durchgesetzt wie dieses World Wide Web. Die kleine Reinhilde. Ein Einzelkind. Zum Ausgleich. Schräg unter uns die Trodts. Drei Kinder. Lauter Buben. Im Gegensatz zu uns Pellegrinis echte Lausbuben. Gingen aber raus. Meist mit Kämmen und regelmäßiger Kopfwäsche.

Oder mit Petroleum. Ohne Laternenfest.

Dann war da noch der Herr Melanzani. Wie wir ihn nannten. Eigentlich Milzany. Ein schlaksiger, alter Mann. Das war der Nachbar direkt unter uns. Längst nicht mehr unter uns. Der hat immer sein Mittagsschläfchen gehalten. Dann hatten wir Kids on the Block gefälligst Funkstille. Gefühlt war es für uns den ganzen Tag Mittag. Nicht umsonst hab ich den alten Melanzani nie mögen. Oder nein. Ich glaub, der, den ich wirklich nicht leiden hab können, das war der Herr Poldi. Der dicke Herr Poldi. Sein Nachname ist mir entfallen. Der von der mittleren Wohnung im Erdgeschoss. Das war vielleicht ein Ungustl. Rausgegangen ist der nie. Wenn, dann nur aus sich. Wenn er wieder einmal am Fensterbankl lehnend mit uns Kindern schimpfte. Mit hochrotem Kopf. Kaum Luft hat er gekriegt. Ein cholertischer Asthmatiker. Schlechte Kombination.

Wir Kinder. Mein Bruder und ich. Die drei Trodts. Frisch geschoren. Unbeschwert. Draußen. An der frischen Luft. Den natürlichen Bewegungsdrang auslebend. Am Fenster. Er. Der dicke Herr Poldi. Atembeschwert. Wild gestikulierend. Hyperventilierend. Die Auflehnung in Person. Vielmehr ablehnend. Spielende Kinder in seinem Hof. Ein absolutes No-go. Schon gar nicht rennend. Ballspielen verboten. Stand damals da. Festgeschrieben. In seinem Kopf. Darum machte es ihn wütend. Sehr wütend. Immer, wenn wir im Hof spielten. Ja, ich bin mir sicher. Es war der dicke Herr Poldi, den ich mehrfach verflucht habe. Gott hab ihn trotzdem selig. Wäre es allerdings nach mir gegangen, wäre er schon viel früher von uns gegangen. Nicht nur einmal hab ich diesem dickschädlichen Kinderhasser ge-

wünscht, er möge an einem seiner zahlreichen Tobsuchtsanfälle ersticken. Dann wären unter uns bestimmt nette Nachbarn, möglichst mit Kindern, am besten ein paar Tobiasse, eingezogen. Das wäre für uns Kinder in Not seinerzeit wahre Nachbarschaftshilfe gewesen.

Heute. 25 Jahre später. Da wohne ich eigentümlich. Im Penthouse. 120 Quadratmeter plus Terrasse. Alles nur für mich. Und für meinen Perserkater. Und seine Haare. Zwei Tage ohne Dyson. Quasi Perserteppich quer durch die Wohnung. Schwer Luft bekommt das haarige Monster mitunter. Fast wie der Herr Poldi. So heißt er aber nicht. Niavarani ist sein Name. Kleine

Persiflage auf den echten. Die Wohnung selbst. Durchgehend vernetzt. WLAN everywhere. Sogar am Klo. Beidseitiges Wischen. Den Luxus gönne ich mir. Unter mir. Kenne ich nicht. Kaum da. Zwei Italiener. Glaube ich. Vermutlich schwul. Bin ich mir sicher. Stört mich nicht. Sie mich auch nicht. Zum Glück keinerlei Berührungspunkte. Neben mir. Niemand. Also schon. Aber weit genug weg. Weiter drüben. Eine weitere Penthouse-Wohnung. Kleiner als meine. Die Terrasse ostseitig. Steht schon länger leer. Über mir. Nichts. Nur der Himmel. Halleluja! Allerdings längst ausgetreten. Aus der Kirche. Und statt Dauerauftrag regelmäßige Spenden für Nachbar in Not.

Stefan Feinig

Das Derivat der nagenden Reminiszenz

Was gewesen war, zeigt, indem es wiederkehrt, seinen Platz, so heißt es.

In der Erinnerung wird das Erlebte bewusst, benennbar, stimmhaft, behaupten die einen.

Und was sagen die anderen?

Nach so vielen Jahren, Nächten und Träumen weiß ich immer noch nicht, was ich mit dem Wiederkehrenden anfangen soll.

Es hört einfach nicht auf wiederzukommen. Mich zu reißen. An mir zu zehren. Sich an mir zu vergehen.

Damals?

Es gibt kein damals.

Es kommt mir vor, als gäbe es nur jetzt. Ein Jetzt, das damals nicht aufgehört hat.

Jahre später?

Es gibt auch kein später. Da das Damals immer gerade jetzt ist. Immer und immer wieder. Jetzt.

Das Erinnern ist kein beliebiges Zurückdenken.

Es ist ein Am-Werk-Sein. Das Vergangene ist eine an mir werkende Beständigkeit. Eine Unaufhörlichkeit. Eine ewige Gegenwärtigkeit.

Das Werk der Erinnerung schreibt dem Erlebten seinen Platz zu. In der es am Leben erhaltenden Form des Traumas. Im größeren Leben. Im Horror der Unvergänglichkeit.

Doch erinnere ich mich nie ganz. Es sind nur Splitter, die wiederkehren. Fragmente von irgendwoher. Damals. Jetzt.

Bedeutungsschwere Details, die jedoch nicht

erlauben, das Ganze wiederherzustellen.

Das Ganze?

Es gibt kein Ganzes. Nur Splitter. Überreste. Bruchstücke. Trümmer.

Gerne wäre ich eingetaucht in diese dunkle Materie der Besinnung, hätte die abgerissenen Fäden einen nach dem anderen wieder miteinander verknotet, um die Schatten festzuhalten und mehr über sie ans Licht zu bringen.

Im Schlaf höre ich Kindergeschrei.

Mein eigenes?

Es nähert sich.

Entfernt sich.

Nähert sich wieder.

Ich erlebe es in Form abgestuften Lichts. Als Abfolge von Schatten und Sonne.

Es kommt in Wellen.

Vergessen und Erinnern lösen sich ab. In Gezeiten.

Oder?

Vergessen?

Nein!

Erinnern?

Nein!

Damals ist immer. Jeden Tag. Wie der Horizont.

Horizont?

Nein!

Damals ist ein Ozean. Das Leben ein Meer aus Damals und Geschrei.

Vergangenheit.

Sie ist immer da.

Sie zieht sich nur zurück, ab und an.

Bevor sie wieder einfällt. Wieder und wieder.

Manchmal still.

Öfter jedoch im Rauschen. Als Meer.

Unendlich brandet sie in mich. In mir.

Sie kamen in der Nacht.

Wir schliefen tief. Eng umschlungen. Mit Körpern
oder mit Schlaf.

Der Hund des Nachbarn blieb stumm.

Der Säugling aus dem Stockwerk über uns, der
uns oft schon hatte aufschrecken lassen, blieb
ruhig.

Nichts war zu hören.

Kein Lärm.

Keine Schritte.

Keine Schüsse.

Rückblickend ist das einzig Ungewöhnliche die
Stille, die über uns lag.

Über uns?

Über allem!

Beklemmend.

Es ist bedrückend, heimgesucht zu werden.
Heim-gesucht. Und gefunden. Von etwas, von
dem man sich niemals finden lassen wollte.
Noch erwartet hatte gefunden zu werden.

Schrecklich. Aufgespürt worden zu sein, ohne
irgendetwas bemerkt zu haben.

Als wir aufwachten, war über uns entschieden.

Vermutlich ist aber lange vorher schon über uns
entschieden worden. Irgendwo. Irgendwann.

Ich erinnere mich an Stiefel.

Übermächtig.

Gewaltig.

Wie eine massige Naturkatastrophe hinterlie-
ßen sie überall ihre Abdrücke. Und sie hinterlas-
sen diese immer noch.

Zu Boden gedrücktes Gras. Zerstörte Häuser.
Leben. Umgestürzte Familiengräber.

Horror.

Das Gerüttel des Lastwagens. Es rüttelt immer
noch.

Das einzig Beruhigende daran war, dass wir es
damals nicht alleine ertragen mussten.

Es gab noch andere.

Andere, über die ebenfalls entschieden wor-
den war.

Und jetzt?

Jetzt ist etwas, das alleine ertragen werden
muss. Immer wieder.

Der laute Motor, der sich bis in den Kopf hinein
gebrüllt hat. Und auch jetzt immer noch brüllt.

Habe ich geweint?

Heute glaube ich, es unterdrückt zu haben.
Oder vielmehr nicht verstanden zu haben, was
da gerade passierte. Was da auf uns, unsere
Welt, unser Leben, am Zukommen war.

Was kam da eigentlich?

Angst?

Ich hatte Angst. Schreckliche, nicht beschreib-
bare Angst. Etwas Elementares ereignete sich
in uns und um uns herum, ohne dass wir es da-
mals so recht begreifen konnten.

Und heute?

Benennen können es jene, die überlebt haben,
heute immer noch nicht.

Wie denn auch?

Worte haben seit damals ihre Kraft verloren. Sie sind sinnlos geworden. Immer schon.

Ohne etwas zu sagen, wussten wir das. Damals. Immer schon.

Wir sprechen nicht darüber. Aber wir fühlen es. Immer noch.

Was?

Die Welt. Das Leben.

In den Momenten, in denen die Dinge vor dem Abgrund ihres Verschwindens stehen, spürt man sie am meisten.

Schlamm. Wie im Film.

Überall.

Dreckig. Nass.

Gatsch. Matsch.

Es hat am Tag zuvor geregnet. Damals habe ich das nicht sofort begriffen. Es galt, andere Dinge zu begreifen, von denen ich jedoch genauso wenig verstand wie von dem nassen Dreck.

Am Tag davor habe ich noch mit meinem Bruder im Regen gespielt.

Es war das letzte Mal, dass wir etwas spielen sollten.

In der Nacht dieses Tages hörten alle Spiele für immer auf.

Das Leben war zu einer ernsten Angelegenheit geworden. Anders als alles, was ich bis dahin darüber wusste.

Das Spielen hörte für immer auf.

Es gab nur noch Löcher in den Böden. Schlamm. Löcher, die die Menschen selbst graben mussten.

Damals verstand ich das noch nicht.

Oder verstand ich es?

In meiner Erinnerung sind diese Löcher immer schon da gewesen.

Aber das stimmt nicht. Weil ich weiß, dass mein Vater eines graben musste. Für sich. Für uns. Für andere. Für die, die nach uns kamen, kommen sollten.

Wer nach ihm graben sollte?

Damals fragte ich mich das nicht.

Und heute?

Ich wusste damals nicht einmal, wozu diese Löcher überhaupt erst gegraben worden waren.

Und mein Vater? Wusste er?

Den Blick fest auf die Löcher geheftet vor lauter Angst, seine Augen könnten anderen Augen begegnen. Augen, die bald in den Löchern begraben werden würden.

Und wenn sich die Blicke versehentlich trafen?

War in den Menschen gerade noch so viel Leben, dass sie sich ansahen und zu dem Schluss kamen, dass sie nicht mehr lebten.

Und meine Augen?

Verlassen von dem Leben und dem Warten auf den Tod, kehre ich zurück. In diese ferne, fremde Welt.

So nah und doch so fern.

Oder umgekehrt?

Es spielt keine Rolle.

Oder?

Die Menschen damals. Sie dachten viel ans Sterben und nur ganz wenig ans Leben.

Und jetzt?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es heute anders ist.

Ich kehre zurück. Wieder und wieder.

Zurück. An das Schlachtfeld der Erinnerungen, wo die Überreste der Träume liegen, die besiegt worden sind. Hier habe ich Gefühle zurückge-

lassen. Wie Blumen auf einem Grab. Von hier bin ich fortgegangen. Auf die Spuren meines Alltags.

Mag. Wolfgang Kommer

Vier Geburtstage

5.12.2018

Die Sonne scheint.

Er sieht fast nichts.

Alles ist hell.

Ein Schatten vor dem Vorhang. Die Gestalt erinnert ihn an eine längst vergangene Zeit.

„Heute schauen Sie aber wieder gut aus! Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen. Ich wünsche Ihnen einen wunderbaren Tag!“

Er lächelt.

5.12.1918

Alles ist zerstört.

Keiner hat Hoffnung.

Eine junge Frau liegt im Bett und brüllt.

Dann das Wimmern eines Neugeborenen.

Glücklich schmiegt sie ihr Kind an sich.

5.12.1943

Geburtstag in Venedig!

Sie haben Spaß in der Stadt: Lachen, Wein, Frauen.

Dazu noch die wunderbare Atmosphäre: Was würde seine Familie zu Hause sagen, wenn er von den Kanälen und Palazzi schildern würde?

Zeitig in der Früh raucht er eine Zigarette, schaut verträumt auf die Oberfläche eines der schmalen Kanäle. Wieder eine Schöne! Er lächelt sie an. Sie lächelt zurück. Er spürt seine Erregung aufsteigen und geht näher zu ihr. Ein zu schüchtern Blick.

Sie ist zu jung.

Na ja.

Er will weitergehen.

Fast herausfordernd lächelt sie ihn an, wendet sich dann abrupt ab und kniet sich auf den Boden. Als wäre es vollkommen normal, beginnt sie mit einer rötlichen Kreide ein Muster auf dem Boden zu zeichnen. Er hat seit seiner Kindheit nichts mehr gezeichnet, seitdem dazu auch keine Lust gehabt. Jetzt reizt es ihn.

Er hält ihr seine Hand hin. Sie gibt ihm die Kreide. Er führt das Muster weiter, zeichnet zuerst zaghaft vorsichtig. Sie hat auf einmal eine weiße Kreide in der Hand und zeichnet in seine Zeichnung hinein. Er füllt eine Fläche aus, malt wilder, dann wieder sanfter. Sie zaubert einen Hauch von Weiß über seine Striche.

Er betrachtet sie fasziniert. Alles in ihr Wachheit und Lächeln.

„Ciao!“

Plötzlich ist sie weg.

Eine Stunde später erhält er seinen Befehl.

Natürlich haben sie gewusst, dass sie nicht aus Vergnügen nach Venedig gefahren sind. „Judenfrei“ – dieses Wort klang für ihn damals so positiv. Er würde nachher nie reden können über das, was sie an diesen Tagen getan haben. Alle wollten sie nicht davon reden, nicht von ihren Taten, nicht von ihren Gefühlen, sicher nicht von den Menschen, die sie gefangen genommen haben.

Und nie, wirklich absolut nie, würde er von dem Blick des Mädchens erzählen wollen. Sie war schon gefangen genommen und stand verängstigt mit anderen Jugendlichen und Frauen in einer Gruppe bereit zum Abtransport.

Er sieht in ihre Augen.

Sie sieht in seine Augen.

Nein, darüber würde er nie, nie, nie jemandem erzählen.

5.12.1968

Der Ausflug war nett gewesen. Das Backhendl hat geschmeckt und er hatte ein bisschen zu viel Bier getrunken. Seine Frau und seine beiden Kinder wollten ihn zum Geburtstag richtig verwöhnen. Er war wirklich neugierig, welches Geschenk sie für ihn ausgesucht hatten.

Alle grinsten ihn erwartungsvoll an.

„Duhast schon so oft davon geredet... Du wolltest wieder hin: Venedig!“

Er wusste nicht, wie er normal wirken sollte, also wie jemand, der sich freut. Er hatte wenig von der damaligen Zeit geredet. Irgendetwas hatte er von Kunstwerken gesprochen, die vor den Kriegshandlungen geschützt werden sollten.

Später hatte er sich Bücher über Venedig besorgt und auch wirklich über Kunstwerke darin gelesen. Gesucht hatte er immer nur sie.

Er hat sich in die Volkshochschule einschreiben lassen und malen gelernt. Seine Lehrerin hatte sich gewundert, als er nur mit roter und weißer Kreide malen wollte. Er hatte es ihr nicht erklärt.

„Dank euch! Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll ... Bella Venezia!“

5.12.1993

„Alles Gute zum Geburtstag, Opi!“ Seine Enkeltochter gibt ihm einen dicken Schmatz auf die Wange. Sie ist ein süßes Mädchen.

Im italienischen Restaurant gönnt er sich eine Platte mit Fischen und Meeresfrüchten. Für den Abend ist eine Loge in der Oper reserviert, irgendetwas von Verdi. Seine Familie glaubt, dass er in den letzten Jahren italophil gewor-

den sei.

Ja, er hat sich mit italienischer Geschichte beschäftigt. Er wollte endlich wissen, was damals passiert ist. Und er wollte wissen, was es davor gegeben hat, was es dann nicht mehr gegeben hat.

Und er hatte Italienisch gelernt. Allen hatte er erzählt, dass das so eine schöne Sprache wäre und schließlich könnte er sich dann beim Italienurlaub leichter das Essen bestellen. Das ist wirklich praktisch!

In Wirklichkeit wollte er nur wissen, was sie in dem einen Moment gesagt hatte. Damals als sie dastand, als sich ihre Blicke kreuzten, als er erkannte, was er da tat. Ihm schossen Tränen in die Augen, da hatte sie einen Satz gehaucht. Der Klang ihrer Stimme hatte sich tief in sein Gedächtnis eingegraben. Jahrelang hatte er versucht herauszubekommen, was sie denn da gesagt hatte. Aber er konnte die erinnerten Laute nicht in Worte fassen.

Zufällig hatte er vor Jahren eine Kirche in Caorle besucht, in der gerade ein Gottesdienst stattfand. Er wusste, dass Besichtigungen während Messen eigentlich nicht vorgesehen sind, aber egal und - da war die Lautfolge wieder. Diesmal verstand er es gleich: „Terra, non coprire il mio sangue!“

Er hatte dann gesucht, was das bedeutet. In der Bibel leidet ein gewisser Ijob und meint dann: „O Erde, deck mein Blut nicht zu!“

Er wendet sich von seinen Erinnerungen ab und prostet seiner Frau zu.

„Alles Gute zum Geburtstag, mein Schatz!“

Claudia Rosenwirth-Fendre

Lichtung. Leben

Und wider die Tyrannei, die Rechthaberei und den Narzissmus muss es ein Aufmucken geben – ein Aufbegehren und gemeinsames Aufstehn. Das Anherrschen muss ein Ende haben. Ein Aufschrein muss es sein. Gegen das Lavieren, Instrumentalisieren, Ignorieren. Wider die Manipulation und die Selbstgerechtigkeit – *ein Aufschreiben* vor allem: Damit belegbar und nachlesbar ist, was uns einzelne zum Brechen bringt, zum Erbrechen, Verglimmen und was zu neuem, sparsamerem Brennen, bedachterem Flammen. Und dennoch ist es ein flüchtiges Leuchten, eine Art *verlängerter Augenblick – halbmastbeflaggt*. Weil es Gesetz bleibt, dass wir nur Gast sind auf diesem Erdball – unsrem grünblau paradiesischen Heimatplaneten.

1993 bin ich 25 und erhelle mich zu Beginn des Jahres mit freudeerfülltem Interesse an dem von *SOS Mitmensch* initiierten *Lichtermeer*, an welchem rund 280.000 Menschen teilnehmen. Was für eine Antwort auf das von Österreichs Rechten erkeifte Anti-Ausländer-Volksbegehren *Österreich* zuerst – quasi *Austria first*. Thomas Klestil ist Bundespräsident, Franz Vranitzky Bundeskanzler, Erhard Busek sein Vize und Christof Zernatto Landeshauptmann von Kärnten. Bei einem, dem Niedergang geweihten, südösterreichischen Kleinverlag erscheint meine, für alle andern kaum bedeutende, Erstpublikation. Am Cover ist ein angelehntes Tor zu sehen, von dem nur ein paar Hundert Notiz nehmen werden – es öffnen werden – durch den Deckel hindurch zum Kern wandern werden – und dann wieder hinaus Richtung Buchdeckel-Ziel. In diesem Jahr erhält Kurt Drawert für seinen Beitrag *Haus ohne Menschen. Ein Zustand* den Ingeborg-Bachmann-Preis. Nelson Tata Mandela

und der südafrikanische Staatspräsident Frederik de Klerk erhalten gemeinsam den Friedensnobelpreis, Toni Morrison den Nobelpreis für Literatur. Tanzend singen wir auf sonnigen Almen Spirituals und Traditionals. *Good News* und *O Happy Day*.

Es ist hell. Noch trotz ich der Ohnmacht, der Erniedrigung, Entwürdigung. Es ist bunt. Es ist leicht. Doch fein und stark gesponnen sind die Fäden für die Netze der politisch und wirtschaftlich Mächtigen, national und international. Irgendwie scheinen sie sogar familiär verbunden, die Kriegstreiber weltweit und ihre Vasallen – Knechte und mittlerweile auch Mägde. Sie sitzen unter anderem bei facebook, in Weltbank, IWF & friends. Die Gier ist alt. Sie hat ein Gesicht – viele Gesichter. Ein paar sind uns bekannt. *Old-boys-network*, scherzen wir noch, wieder heimlicher werdend, im kleinen Kreis und im hintersten Hof: *Uns kriegen sie nicht*. Wenn *Lachen* laut Kant *die Auflösung einer gespannten Erwartung in nichts ist*, dann frage ich mich, warum mir dieses Lachen ganz hinten im Hals stecken blieb. Und damit nicht genug. Auch frage ich mich, wie sich *ein Nichts* am Ende zum inoperablen Tumor erwächst. Damit das ewige Schlucken-Müssen auch einen Preis hat, geschätzter, verehrter Herr Immanuel Kant?

Noch ohne ich nicht, dass mir 25 Jahre später die Spucke für immer wegbleiben wird, und dass wir trotz allen uns wachsenden Klößen im Hals-, im Rachen- und Nackenbereich es letztendlich doch zu einem Bundespräsidenten schaffen, der seine Stichwahl laut Eigenbeschreibung *arschknapp* für sich entschieden haben wird. Fast wie ich meinen Wettlauf um's

zweite Leben. Noch ohne ich nichts vom Gedicht **Feiertags**.

Literarischen Ermetismo veranschaulichen? *M'illumino d'immenso (Ich erhelle mich an Unermesslichem)* – Giuseppe Ungaretti. Noch ein Anlass des Gedenkens: Sein Geburtstag jährt sich heuer zum 130. Mal. Ungaretti, verpflichtet, im 1. Weltkrieg zu kämpfen, dient unweit der Grenze, nah der karnischen Front. Ein Minimalist ersten Ranges. Bloß kein Zuviel an unnötigen Worten. Stets der Sprache verbunden. Unverhohlen dicht. Kein Inflationstreiber halt der jüngeren Jahre, der erst postet, dann nachdenkt und dann wieder postet – in narzisstisch-unseliger Twittermanier. Am Nassfeld steht ein Gedächtniskirchlein. Es ist schon seit Ingeborg Bachmann's Geburtsjahr 1926 im Besitz des Österreichischen Alpenvereins. Bachmann war Ungaretti-Expertin. Im Juni ist's Kirchlein umblüht. Unter anderem auch von der grünblauen Blume, die nennt sich, geadelt, *Wulfen-i-a*. Der Volksmund sagt *Kuhtritt*, halbiert ihr die Silben und steigt fast gleichgültig über sie hinweg. Eines der Kirchenfenster zeigt einen österreichischen Soldaten, der vor einem italienischen Grabhügel kniet. Ungaretti schreibt seine berühmtesten Gedichte im Angesicht des Todes – mitten im Krieg. Sie mochten ihm vielleicht auch als Schutzschilde dienen. Sprachdestilliertes Sekundengebet. In Santa Maria La Longa, knapp 30jährig, blickt er morgens am 26. Jänner 1917 hinaus in die Weite – auf den Horizont: Himmel und Meer. *Cielo e Mare*. Eine blaue Verschmelzung – Liebenden gleich. Am Unermesslichen erhellt er sich. Lichtung. Leben. Und rundum der Krieg, der trotz allem Zerstören, zeitlich gesehen, vorläufig ist. Die Liebe eint. Die Schönheit bleibt. *O Happy Day*.

Auch wer plötzlich, ergeben und alternativlos durch mehrere Zyklen Chemotherapie muss, braucht Lichtung, braucht Schutzschild zu seiner Erhellung. Er braucht das versöhnlich-kraftspen-

dende Mantra, das ihm stündlich verheißt, dass sein Krieg einmal endet und deshalb auch für ihn nur vorläufig ist.

Feiertags

*Und es spült dich immer wieder an Land.
Manchen Tag ist's ein Wiegen.
Dann wieder trägt's dich an eine Wand,
und gekrümmt bleibst du liegen.*

*Feiertags ist es ein Durchatmen können –
als führte dich eine verlässliche Hand.
Und leichteren Fußes geht es hinüber –
verhalten tanzend – an Land.*

Die Konfrontation mit dem eigenen Ende, unerwartet und plötzlich – sie ebnet die Hemmschwelle zur Vergebungsbereitschaft und macht sie im Bedarfsfall barrierefrei.

Im Jahr 2043, so es mir geschenkt ist, werde ich 75 Jahre alt sein. Die Romane von heute werden stark reduziert sein, verknappt und verdichtet, bis zur Grabinschrift hin. Auf meinem Stein soll beizeiten der Bibelvers stehen *Wer den andern liebt, hat das Gesetz erfüllt.* (Röm 13,8) Drunter und drüber gesperrt in Kursivschrift: *Good News*

Mag.^a Katharina Springer

Nüchtern

Nüchtern steht auf dem Schildchen oberhalb seines Krankenbettes.

Es baumelt lässig über dem Haltegriff, der von einem Galgen hängt.

Eine dreieckige Schlinge, brummt es unaufhörlich in seinem Kopf.

Ich sollte mich aufhängen. Wäre vielleicht besser. Was soll ich mit dem Bein noch?

Warum kommt so wenig Luft? Man kann mit dem Beatmungsschlauch im Hals nicht um Hilfe rufen! Den Haltegriff über dem Bett um ein paar Zentimeter zu hoch positioniert, kommt er in dieser Nacht nicht mehr rechtzeitig an den Notfallknopf. Mit seinem ganzen Körper kämpft er gegen das Ersticken. Sein Herz klopft in den Schläfen, seine Atemstöße werden kürzer und rascher und überschlagen sich wie Wellen in der Brandung. Ein ausufernder Schmerz macht sich in seinem gesamten Brustkorb Platz. Er liegt flach und wild mit den Armen fuchtelnd auf dem sauber gemachten Bett. Strampelnd mit dem gesunden Bein und mit dem geschienten Beinstumpf an die Bettkante klopfend, gelingt es ihm über Minuten hinweg nicht, diesen roten Knopf zu ertasten. Die Augen geschlossen, versucht er sich zu beruhigen und ein bisschen Luft in seinen Bauchraum zu drücken, doch da ist keine Luft mehr. Die angeschlossenen Dioden verrutschen durch sein Strampeln. Den Infusionsständer wirft er um, als er schließlich doch in einem letzten Aufbäumen an die Taste kommt und sie mit sich nach unten reißt.

Ein Wimpernschlag und es wird hell. Und nichts tut mehr weh. Aber er ärgert sich: Alle Filmszenen mit diesem berühmten Weg in das Licht sind Schwachsinn! Da ist keine Tür, die sich

öffnet, da ist kein Weg. Da ist bloß das Nichts, lautlos und sanft. Nichts Erschreckendes, nichts Fassbares, bloß Nichts. Mit dem lauten Krachen seiner Rippen endet sein Sterben, das Licht verliert sich in Piepsen, Menschengewirr, Stimmen und Hektik. Es bleibt dunkel, aber nicht schwarz. Lichtblitze flackern vorüber. Er meint noch immer zu liegen, vielleicht fliegt er? Die Pfleger betten ihn um.

Ist das Josi? Sie weint leise verhalten, er hört sie aus der Ecke heraus schniefen. Sein Rufen bleibt ungehört. Warum kommt sie nicht näher? Er hebt die Hand, gibt ihr ein Zeichen, doch sie reagiert nicht. Was ist los? Mit den Zehen wackeln funktioniert noch. Erstaunlich, dass es sogar noch bei dem amputierten Beinstumpf so ist. Schau Josi, was ich kann! Siehst du? Es geht wieder. Keine Antwort. Josi ist nicht mehr da, eine Schwester wechselt seine Windel. Er hasst es, wenn sie ihn so sieht.

Nur Josi sollte ihn nackt sehen.

Nur Josi.

Vielleicht ist sie mit den Kindern in die Schule gefahren?

Wie spät mag es wohl sein?

Die Kinder kommen drei Mal, dann nicht mehr. Dumpf verbleibt die Wärme ihrer winzig kleinen schwitzigen Fingerchen auf seinem Handrücken. Er spricht ihnen Mut zu. Alles wird gut. Bloß wann? Keine Antworten. Sie sind abgelenkt, wollen Fußballspielen, weil es Sonntag ist. Das verrät ihm das Glockengeläut in der Kapelle.

In der Nacht ist es am bedrohlichsten. Aus der Stille kommen die Fratzen und hocken sich an den Bettrand. Verunstaltete Missgeburten mit

hängenden Augenwinkeln und eiternden Beulen besudeln sein Laken. Sie erklären hämisch grinsend, dass er ein Gefangener zwischen den Welten sei, von den Lebenden nicht gehört und von den Toten nicht gewollt. Sie zählen Dinge auf, die er nun nicht mehr kann: Sprechen, Essen, die Augen aufmachen, eine Zigarette rauchen, Fußball mit den Buben spielen oder einfach alleine pinkeln. Hämisch zeigen die Quälgeister ihre spitzen Zähne, ihre verunstalteten Gesichter gruseln ihn bis ins Mark. Manchmal verschwinden sie von alleine wieder, manchmal bleiben sie bis zum Frühstück. Sie lassen sich nicht so leicht verscheuchen, nur wenn er sich genug aufregt, rast sein Puls und der Pfleger eilt herein und tätschelt ihn. Oh, wie er das hasst! Dieses Tätscheln, wie man einen Hund belohnt, wenn er etwas in der Schnauze bringt.

Die Bilder vom Unfall tauchen nicht nur nachts auf, sondern erfassen ihn auch am Tage, so wie das Fahrzeug ihn erwischt hat. Die Erinnerung fährt auf der Nervenautobahn von seinem Kopf ausgehend durch seinen Magen und schießt dann durch die Zehen wieder aus ihm heraus. Der LKW des Unfallenkens ist gelb und groß. Durch die Schneeflocken hindurch öffnet sich die Motorhaube wie ein gefräßiges Hai-fischmaul, das ihn verschluckt und dann wieder ausspuckt, aber sein Bein behalten hat.

Einfach fortgenommen.

Dann bringt man ihn ins Krankenhaus.

Josi ist nicht da.

Vielleicht ist sie mit den Kindern in die Schule gefahren?

Er vermisst sie. Seine Erektion kommt und geht. Zieht, spannt seinen Unterleib an. Die Schwester bemerkt es und schnauft, dann geht sie. Es ist Jakob, der dann sauber macht. Ihn mag er, denn der Praktikant liest viel und laut: Zeitungen und Fachbücher. Er will Arzt werden. Manchmal

rezitiert er Gedichte, immer wenn es ruhig wird. Währenddessen tropft die Infusion beständig weiter, nur hörbar in den Pausen, wenn Jakob Luft holt oder Wasser lässt. Wie alt mag er sein? Bestimmt jung, denn Josi nennt ihn „mein Junge“.

Die Kinder sind im Stimmbruch, zuerst der Ältere, dann der Kleine. Er versucht, sich an die Namen der Kinder zu erinnern, doch sie sind weg. Der Haifisch-LKW hat die Buchstaben geschluckt. Die Buben fassen ihn kaum noch an, ihre Handys läuten, es wird getuschelt. Josi ist so schön, ihr Haar duftet nach Kokos. Es muss Sommer sein; sie ist heiß und der Geruch von Sonnencreme umhüllt sie.

Alexandra kommt immer nach dem Windelwechseln. Sie nimmt die Bettdecke fort und bewegt ihn. Er kennt die Abläufe inzwischen und holt tief Luft, wenn sie sein Kreuz durchdrückt. Meistens ist sie freundlich, aber an manchen Tagen fürchtet er sich vor ihr. Sie hat große Brüste, die sie an ihn drückt, wenn sie ihn mit einem Ruck aufrichtet. Obwohl er sich dabei Josi vorstellt, ist die Therapeutin ihm doch viel näher.

Man entfremdet sich, doch man verliert sich nie. Josi bringt oft andere Leute mit. Man berichtet von Heiraten und Geburten der Enkelkinder und wie stolz er sein sollte. Stürmisch geht es an den Sonntagen zu. So laut, dass man das Glockengeläut kaum mehr hört. Man rasiert ihn vorher, damit sein Bart nicht die zarte Kinderhaut stupft. Es ist wieder viel mehr Küssen und Nähe da – und dennoch ist etwas anders.

An Josis Ringfinger fehlt der Ehering. Ihr Haar kitzelt mich nicht mehr, es muss kürzer sein. Einmal kommt sie mit einem Fremden, der ungut nach billigem Männerparfüm riecht. „Es ist Zeit geworden“, flüstert sie in sein Ohr. „Es sind 25 Jahre. Ich kann nicht mehr warten.“

Es gibt keine Antworten mehr. Er begreift nicht sofort, doch als er es langsam versteht, wird es Nacht. Eine sehr lange Nacht.

Vielen Dank den Sponsoren!

LAND  KÄRNTEN
Volkskultur

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

 kelag

 paulishotel
POGÖRIACHERHOF

 NUDELFABRIK
MARKT CAFÉ